

Vorwort

Frauke Meyer

In meiner Kindheit hörte ich einmal im Monat die Sächsische Staatskapelle in der Semperoper: Großer Klang, warm-umfassend, ein sehr spezieller Klang, der mich für mein Leben prägte. Ich hörte Sir Colin Davis mitsingen, ich erlebte, wie Herbert Blomstedt über musikalische Neuentdeckungen während des Schlagens lachte, oder wie bei Haitink oder Sinopoli das Dirigieren zum regelrechten Leistungssport wurde. In einer Selbstverständlichkeit arbeitete ich während meines Studiums an der Hochschule für Musik und Theater Hamburg mit den Dirigatstudierenden, ohne mich je darüber zu wundern, dass ich ausschließlich mit Männern zu tun hatte. Auch später in meiner Rolle als Spielleiterin und Regisseurin am Theater Basel, der Deutschen Oper Berlin, der Bayerischen Staatsoper, dem Covent Garden fiel mir die männliche Übermacht der Dirigierenden nicht auf. Mein Selbstbild und meine künstlerischen Ambitionen ließen zu diesem Zeitpunkt nicht zu, über Genderungerechtigkeit nachzudenken, geschweige denn sie zu erkennen. Meinem Bild von mir als einer unabhängigen, starken Künstlerin hätte es diametral entgegengestanden den Gedanken zuzulassen, dass ich strukturell benachteiligt, also diskriminiert werde. Was hätte das für meine Zukunft bedeutet? Nach #MeToo, nach der Diskussion um Machtmissbrauch an Theatern und in Orchestern und vor allem auch in Folge der Studie *Frauen in Kultur und Medien* 2016 des Deutschen Kulturrats ließ sich das Thema der strukturellen und intersektionalen Ungerechtigkeit nicht mehr verleugnen. Das Frauenkulturbüro NRW setzt sich seit 30 Jahren für Gendergerechtigkeit ein, doch bekam das Thema 2017 eine neue Dringlich-

keit, sodass sich eine gesellschaftliche Diskussion nicht mehr unterbinden ließ.

Mit dem Symposium *Wonderlands* für FLINTA*-Führungskräfte in den *performing arts*, diversen runden Tischen, Stipendien, Handlungsleitfäden und Diskussionsrunden stieg ich in den Diskurs ein. Doch wie ist die Lage in der klassischen Musik? Die Erhebung des Musikinformationszentrums des Deutschen Musikrats von März 2021 zeigt, dass durchschnittlich 39,6 Prozent der Mitglieder in deutschen Orchestern weiblich sind. In Spitzenorchestern ist der Anteil von Frauen mit höherer Dienststellung mit 21,9 Prozent besonders niedrig. Der Anteil variiert von Instrumentengruppe zu Instrumentengruppe. Doch im Dirigat sieht es noch düsterer aus.

Fakt ist, dass sich das Geschlechterverhältnis in Studiengängen von Musikhochschulen laut Daten des Statistischen Bundesamts und des Deutschen Musikinformationszentrums mehr und mehr ausgleicht – im öffentlichen Konzertleben sind Dirigentinnen aber nach wie vor unterrepräsentiert. Obwohl die Gleichstellungsdebatte in den darstellenden Künsten seit 2017/18 öffentlich geführt wird, segelt die Musik immer noch unter dem Radar – zumindest in Deutschland. Woran liegt das? In diesen Tagen erleben wir eine Zeit des Umbruchs, in der wir nicht wissen, wohin die Reise geht. Strukturen beginnen sich zu ändern, wir haben mit Publikumsschwund zu kämpfen, die heterogenen Ansprüche eines multi-perspektivischen Publikums werden immer differenzierter, klassische Rollenbilder kommen ins Wanken, Hierarchien werden hinterfragt, die scheinbar klar abgesteckten Felder zwischen dem Institutionellen und Freien verschwimmen. Inter- und Transdisziplinarität sind keine leeren Schlagworte mehr, sondern füllen sich mehr und mehr mit Leben.

Trotz der Bereitschaft und dem formulierten Wunsch von Intendanten und Träger*innen, Frauen in der Position von Generalmusikdirektor*innen, musikalischen Leiter*innen oder als Gastdirigierende zu etablieren, sieht die Realität anders aus. Weiblich gelesene und FLINTA*-Personen sind in den Ebenen der Korrepetition, der Assistent*innen oder Kapellmeister*innen zu finden, doch der Weg an die institutionelle Spitze gelingt ihnen selten. Trotz positiver Tendenzen in

den letzten Jahren und dem damit verbundenen Wunsch nach sanfter Unterstützung, um mehr Dirigent*innen an die Pulte zu bringen, ist klar, dass die Intensität der Maßnahmen langfristige Zeiträume von 20 und mehr Jahren erwarten lässt, um Gendergerechtigkeit zu erreichen. Es stehen durchaus massive weitergehende Maßnahmen wie beispielsweise Quotenregelungen im Raum, um schneller zum Ziel zu gelangen.

Dennoch bleibt die Frage, ob es wirklich das Ziel von Dirigent*innen sein sollte, diesen tradierten Institutionen als Selbstzweck voranzustehen – oder ob sich diese Institutionen nicht weiterentwickeln müssen, um für Frauen oder anders marginalisierte FLINTA*-Menschen interessant zu sein?

Diese Publikation versucht, diesen Fragen zu folgen. Verschiedene Gesprächspartner*innen und Essayist*innen hinterfragen die mangelnde Gendergerechtigkeit soziologisch, philosophisch und historisch und suchen nach Ideen und Auswegen, ja einer Vision, wie ein gerechtes Musikleben aussehen kann. Wir dürfen uns allerdings keiner Täuschung hingeben – die Frage nach Gendergerechtigkeit allein ist nicht ausreichend. Auch die intersektionalen Parameter von Diskriminierung gilt es anzuerkennen: Wir müssen die genuin klassistischen, rassistischen, diskriminierenden Strukturen von musikalischer Ausbildung, Auswahlprozessen und Repräsentation erkennen und anerkennen, um Veränderungen einleiten zu können.

Diese Publikation möge als Anstiftung verstanden werden! Als Anstiftung, Mut zu haben, Fragen zu stellen und Traditionen beziehungsweise ›Schon-immer-so-Gemachtes‹ zu hinterfragen, neu zu bewerten, neue Ideen und andere Wege gemeinsam auszuprobieren. Denn der Kern des gemeinsamen Musizierens bleibt das Miteinander – und nur miteinander können wir an diesen Ungerechtigkeiten arbeiten.

